Max Wegner / Die gebrochenen Hände

Max Wegner

Die gebrochenen Hände

Georg Truckenmüller Verlag Stuttgart-Berlin

Einband-Entwurf von Walter Klotz-Münster.

Die Fotos der beiden Hände stammen vom Riemenschneider-Altar der Herrgottskirche Creglingen und wurden für dieses Buch von Georg Schaffert aufgenommen.

Dritte Auflage

Alle Rechte vorbehalten von Georg Truckenmüller, Verlag, Stuttgart. — Copyright 1937 by Verlag Pfeiffer & Co., Landsberg (Warthe). — Druck von Gebrüder Knöller, Buchdruckerei, Stuttgart. — Printed in Germany.

Das große Fragen

Tagelang hatte der Herbststurm über das Maintal gefegt, dann war eine große Ruhe eingetreten, aber sie war trügerisch und machte nur dem kommenden Naturgeschehen Raum. Langsam überzog sich der Himmel mit grauen Wolkenbergen, immer tiefer senkten sich die schweren Massen auf das Land und dann ergossen sich unfaßbare Wassermengen über die Erde. Tagelang und unaufhaltsam. Von unsichtbarer Gewalt gehoben stiegen die Wasser des Mainес immer höher. Sie rissen und zerrten an den Mauern und Häusern, die sie schon erreicht hatten, gaben sich nicht zufrieden mit dem schon Verschlungenen, brandeten höher, zogen in ihre kreisenden Strudel Holz, Hausgerät, Dächer, Tiere und alles, was sich ihnen hilflos ergeben mußte.

Ueber die Menschen der Stadt Würzburg war 1523 wieder eine große Not gekommen. Sie waren es ja schon gewohnt. Oft schlug sie die harte Hand des Schicksals, dann mußten sie sich wehren oder — ergeben. Unter der Last dieses neuen Geschickes beugten sie die Köpfe. Es half kein Aufbegehren. Ueber ihnen hing etwas Bedrohliches, Unbegreifliches. Sie wußten nicht, was es war. Aber wie eine Faust drückte es. Die Faust preßte sie immer härter,

erbarmungsloſer. Ihre Nacken bogen ſich, und langſam wich die wilde Verzweiflung und eine kalte Angſt kroch an ihren Leibern hoch. Die Augen waren ſtumpf und ihre Hände müde. Sie dachten „Gott läßt es geſchehen".

Da wurden ihre Hände noch müder.

Vom Turm des Würzburger Domes hob ſich der Klang der Glocken, ſchwang mit peitſchenden Schlägen immer höher und greller. Die Erzſtimmen zerriſſen die laſtende Stille, durchdonnerten die grauen Tücher des dichten Regens. Die Menſchen der Stadt verſammelten ſich in ihrer großen Not auf dem weiten, freien Platz vor der Kirche, deren aufragende Wände der Regennebel verbarg. Wie eine dunkle Mauer drängten ſie ſich in ihrer Hoffnungsloſigkeit aneinander. Durch ihre kalten Hände glitten Roſenkranzperlen. Tonlos murmelten ſie das Paternoſter, preßten das Ave Maria durch die verkniffenen Lippen. Aber das Regenrauſchen übertönte das Menſchenbitten. Das Dröhnen der Glocken verebbte. Die Geſichter der Wartenden leuchteten fahl durch naſſe Schleier, vergrämt und in nackter Troſtloſigkeit. Inbrünſtig umklammerten die Hände Kruzifixe. Der Regenhimmel hatte ſich noch tiefer gehängt und drohte ſie faſt zu verſchlingen.

Da wurde die trübe Dämmernis jäh hell und feierlich durchbrochen. Weit öffnete ſich das Domportal; ſtrömendes Licht blendete ſie. Wärme und Glanz waren wie ein tröſtlicher Mantel, der ſie umfing. Aus der weiten Kirchenhalle kam langſam eine Bittprozeſſion. Die drängende Menge wich ſcheu auseinander und bot dem Zug eine breite Gaſſe. Reglos hingen die beſtickten Standarten, prunkvoll leuchteten Prieſterornate, gelb, weiß, purpurn. Golden blinkte die Monſtranz über ſchwingende

Weihrauchfässer. Mönche und Nonnen, die Gesichter in den schwarzen Kapuzen verborgen, erhoben einen fremden Bittgesang. Er stieg auf müden Flügeln hoch, aber der strömende Regen verlöschte ihn gleich den brennenden Kerzen. Da kam ihnen ihre große Hilflosigkeit zum vollen Bewußtsein, und in der Verzweiflung über ihre Sünden, die sie verstört aus der Erinnerung suchten, zerrten einige Mönche kurze Knotenpeitschen aus ihren Gürteln. Auf die entblößten Rücken klatschten Schläge. Wieder erhob sich der Gesang, lauter, inbrünstiger. Aus der Menge löste sich ein Frauenweinen. Die Kinder jammerten ratlos und ängstlich. Die Priester riefen und schrien in die Menge:

„Kyrie eleison! — Hilf Maria, hilf —."

Wo war die Macht, die sie anriefen? Wer konnte helfen?

Das Wasser des strömenden Mains stieg. Unaufhaltsam und ohne Gnade schwoll es, und hatte bald die höhergelegenen Straßen erreicht. Und die Himmel hatten kein Erbarmen. Es mußte jetzt Mittag sein, aber es war grau und dunkel wie am späten Abend.

Die Arbeit vieler tätiger Hände, ihre Häuser und die oft so kärgliche Habe sollte weggeschwemmt werden. Warum gab es keine Hilfe?

Die Prozession war wieder in den Dom zurückgekehrt. Die Pforten hatten sich hallend geschlossen. Was eben an Wärme und Trost über sie hinwehte, versank. Sie standen wieder allein. Langsam gingen die Menschen in ihre Häuser zurück. Die Aermsten fanden bei den Bürgern der oberen Stadt ein schützendes Dach. So verrann der Nachmittag. Unmerklich ging das Tagesgrau in die Nacht ein. Sie suchten Schlaf, aber die Angst ließ ihnen keine Ruhe.

Wo die ziehenden Waſſer ihre Strudel um die Häuſer zogen, wachten ein paar Männer aus der Stadt. Alle drei Stunden wurden ſie abgelöſt. Unmerklich zogen ſich die ſchweren Regenmaſſen auseinander, und als der Nebeldunſt ſich hob, ſtand die Mitternacht ungeheuer über ihnen. Die Männer lauſchten den Stimmen der Elemente. Ihre Sinne waren ſchmerzhaft geſpannt. Das mächtige Rauſchen und Ziehen des Stromes wurde leiſer. Ein erſter Stern ſilberte lautlos aus der Schwärze der Nacht. Da wußten ſie, daß die große Gefahr vorüber war und ſchickten Boten in die Stadt, die anderen zu holen. Blind von Schlaf und Sorge kamen die Frauen und Männer, ſtanden erregt, mit haſtendem Atem, als ſie ſahen, daß die Waſſer nicht mehr ſtiegen und die Wolken ſich verzogen. Die Not war gebannt. Kalt und fern, aber voll tröſtlicher Sicherheit, ſtand der Stern. Sturm ſtößt durch die Dunkelheit. Die letzten regenſchweren Wolkenballen ſchoben ſich immer eilender davon. Aus der Weite rief ein Nachtvogel. Sein Ruf fiel klagend in das Windgebraus. So oft hatten ſie das gehört, aber nun erſchien er ihnen völlig neu und es überkam die Menſchen ein verhohlener Dank.

Neue Sterne ſtiegen aus der ſchwarzdurchwehten Nacht. Als eine Stunde vergangen war, wölbte ſich der Himmel klar und unbedeckt über ihnen. Da wuchs eine heiße Freude in den Herzen. Ihre Zungen löſten ſich. Noch einmal malten ſie das Bild der Gefahr, als müßte es ihnen nun erſt beſonders deutlich werden, wie groß das Glück ſei, das ihnen gegeben war. Keiner dachte daran, heimzugehen. Einer ſuchte den andern, beſprach ſich mit ihm und die Worte waren wie ein ſtilles Händereichen.

Ein erſter Morgenwind wehte über die befreite Erde, über Wälder und Aecker und den ſinkenden Strom.

In ihren Herzen trugen ſie voll Kraft und Hoffnung den Dank zu Gott.

* *
*

In Würzburg herrſchte Freude, und die von der Waſſersnot Betroffenen waren der Hilfe des Nächſten gewiß.

Wieder riefen die Glocken des Würzburger Domes zum Gottesdienſt. Mit frohen Augen ſaß die Menge dichtgedrängt im kühlen Kirchenraum. Vom Turm bis in die Säulenwände ſchien der ſteinerne Bau zu beben, als der Dankgeſang anhob.

Ihr großes Warten richtete ſich zur Kanzel, Widerhall ihres Dankes und Glaubens zu empfangen. Aus einem ſchmalen Prieſtermund ſprangen fremde Worte, die ſie umkrallend bedrängten. Der fahle Hauch des Grabes ſchien über ſie zu wehen. Der Pfaff ſchleuderte den Strahl der Verdammnis in ihre dankerfüllten Herzen:

Gott habe die Waſſer geſchickt wie einſt zu Babylon, aber noch einmal ſei er gnädig geweſen, ſehr gnädig, habe eine kurze Spanne Zeit eintreten laſſen zur Reue und Buße . . .

Die Worte des Entſetzens häuften ſich, und dann malte er leiſe, ihre Spannung faſt ſprengend, das Bild des Jüngſten Gerichts, der eiſerſtarrten Welt mit tauſend Särgen, bleichem Geknöche und gellenden Poſaunen über modernden Grüften.

Sie wagten nicht mehr die Köpfe zu heben. Irgendwo ſtöhnte einer in tiefer Angſt. Aber dann wurde der Klang ſeiner Stimme wieder wärmer. Er zeigte die grenzenloſe Güte des Heiligen Vaters in Rom, der ſie aus ewiger Ver-

dammnis retten wolle und ihnen den Ablaß aller Sünden gewährt habe. Er tröſtete ſie:

„Jedes Scherflein, das ihr gebt, iſt ein Stück Erlöſung, und ſo könnt ihr Seligkeit und Gnade gewinnen, Gnade über alle Zeiten und Maßen!“

Unter der Menge ſaß auch der Bürgermeiſter und Bildhauer der Stadt Würzburg: Tilman Riemenſchneider.

Die Sonne ſchien ſich ins Wolkendämmer verkrochen zu haben, die hellen Lichter verſchwanden, der frohe Dank war längſt erſtickt.

‚Dieſes Geſicht‘, dachte Riemenſchneider, ‚dieſes verruchte Geſicht muß doch endlich aufhören zu reden. Er darf doch nicht alles töten.‘ In ſeinem Herzen hob ſich eine Wut, ein grenzenloſer Zorn gegen das Predigergeſicht. Aber es war nicht das Geſicht allein, es war noch etwas anderes, ſtand dahinter, war nicht ſichtbar, nicht zu greifen.

Der Pfaff ſprach nicht mehr. Die Stimme lähmte die Sinne. Ihnen war, als ſäßen ſie in einem gläſernen Gehäuſe und bei der erſten Bewegung müſſe es zerſcherben.

Da ſchlug der Prediger das Kreuz. Glöckchen ſchetterten, Gebete gingen einförmig und leer über ſie weg und ertranken im ſtumpfen Gemurmel der Menge.

Tilman Riemenſchneider ſtarrte mit einemmal verwundert auf alles, was ihm bisher vertraute Gewohnheit geweſen war.

‚Es fragt doch jemand in mir‘, dachte er. ‚Wer ruft mich? — Was will es denn in mir — —.‘ Immer neue Fragen ſtiegen hoch, zogen ihre Kreiſe über armſelige Demütigung und goldklingende Sündenvergebung.

* *
*

In den folgenden Nächten des Wachens und Zweifelns fiel dem Bürgermeiſter und Bildſchnitzer ein heißes Bild ins Bewußtſein:

Irgendwo ſtehe jemand und halte eine brennende Fackel in der geballten Fauſt. Und eine große Stimme werde immer lauter, davon wurden alle Müden und Verzagten wach, und die Stimme ſagte ein Wort, das ließ keinem mehr Ruhe:

Von der Freiheit eines Chriſtenmenſchen. Er hatte es einmal irgendwo gehört. Man hatte es ihm zugefluſtert. Damals hatte er gelacht. Aber nun überkam es ihn faſt wie Scham, daß er das Wort verachtet hatte. Jetzt verſtand er es, und es warf ſich wie eine heiße Welle durch ſein Blut: Freiheit — — eines — — — Chriſtenmenſchen. Ja, das war es. Sie waren geknechtet und der auf der Kanzel ſtand, ſchwang über ſie eine Peitſche.

Dieſe Erkenntnis kam den Meiſter Riemenſchneider hart an. Ganz tief im Verborgenen begann der Bau ſeines Lebens zu ſchwanken. Er fühlte es und vermochte noch nicht zu ſagen, wer es war, der wie mit einem Hammer an die Fundamente ſeines Lebens ſchlug. Das Wort allein konnte es nicht ſein. Es mußte etwas Ungeheuerliches dahinterſtehen. Es war ja auch nicht nur das Predigergeſicht, das er haßte, es war nur alles wie eine Tür, die einen gewaltigen Raum verſchloß. Und die mußte man aufreißen, man mußte — hineingehen!

Trommeln im Wind

Im Würzburger Gasthaus „Zum Stachel" waren Bauern aus dem Land zusammengekommen. Die Pferde vor der Schenke ließen die Köpfe müde hängen, sie mußten schon lange warten. Drinnen gingen lange und laute Reden.

Erzählte einer mit rauher Stimme und geschlagenen Blicken:

„Treibens mit uns wie mit Hunden! Waren jüngst beim Korneinfahren, kommt der edle Herr vorbeigeritten, müssen wir alles liegen lassen, ihm folgen. Schickt uns in den Wald, war drei Stunden Wegs. Müssen Beeren suchen den ganzen Tag. Will einer fragen: Warum? kriegt er die Peitschen, will einer rufen: Unser Korn? kriegt er einen Fußtritt. Haben's dann erfahren, warum wir die Beeren suchen mußten. Wollte das Edelfräulein Frisches und Kühles haben für den heißen Tag. Am Abend zerschlug uns ein Gewitter die ganze Ernte.

Durften nicht fragen, kriegten die Peitschen zu schmekken".

Und ein Zweiter mit leiser Stimme und viel Haß:

„Wenn der Junker Lust hat zum Reiten, muß ich die Pferde abschirren beim Ackern. Er reitet weg, behält die

Pferde auf der Burg, ſolange es ihm gefällt. Wenn ich ſie nicht zurückhole, bleiben ſie tagelang da. Darf es aber niemandem ſagen auf der Burg, ſonſt behalten ſie die Pferde ganz und ich kann mich eine Zeitlang im Burgverließ beſinnen, daß des Junkers Vergnügen mehr wert iſt als meine Ackerarbeit!"

Lacht ein Dritter wild und ſchon trunken vom Frankenwein:

„Habt ihr Töchter? . . . Schöne Töchter, wie ich? . . . Ha? . . . Nein! Ihr wißt nichts! Beeren pflücken, nicht ſchlimm, Pferde abholen, nicht ſchlimm! Aber wenn du ſiehſt, wie man dein eigen Fleiſch und Blut nimmt . . . und in welcher Schand ſiehſt's wieder! . . . Ha? Verſteht ihr? Wißt ihr? . . . He! Wein! Wein!"

Und zwiſchen Trinken und Pruſten fluchte er: „Verdammt, einmal Wein haben und nicht Jammer und Tränen und Schande!"

Durch das Gelärme lachte ein Vierter höhniſch:

„Freut euch doch, daß ihr wenigſtens die ewige Seligkeit behaltet! Kommt zu uns jeden Tag der Pfaff, holt ſich, was er braucht, holt ſich alles, was er braucht, hört ihr? Grad wie bei euch! Wenn du die Fauſt ballſt dich zu wehren, verdammt er dich für die Ewigkeit. Willſt du vielleicht brennen im feurigen Pfuhl für alle Zeit? . . . Gibſt ihm lieber, was er will, weißt dann wenigſtens, wo deine Gebeine ruhen in Frieden nach dieſem verdammten Jammertal."

Und ein Fünfter und Sechſter. Immer neue Bilder ſteigen auf, ſchreiend von Leid und Qual und Vergewaltigung.

Lauter wurden die Stimmen, heißer das Blut, bebender ihr Zorn.

Mitten hinein fuhr plötzlich eine Stimme wie Eis. Sie

erſtarrten, ſchauten hoch, froren vor zwei Augen, wurden nüchtern von den Worten, die aus ſchmalem Munde kamen. Sie hingen feſt in den Blicken des Mannes, der vor ihnen ſtand.

„Ihr Bauern! Iſt ſchon einer aufgeſtanden, der alles wenden will zum Guten, er iſt ſchon lange da, wartet nur auf euch. O, ihr dummen Kerle, laßt euch ſchlagen und martern wie Tiere, und er ſteht da und ruft und wartet, daß ihr euch freimachen laßt!"

Und dann ſprach der Fremde immer heißer und glühender. Sie erhoben ſich, ſtarrten mit weitaufgeriſſenen Augen auf den Mann, fühlten einen ungeheuren Befehl. Worte ſtanden wie ſteile Flammen in der rauchigen, unbeweglichen Wirtsſtubenluft:

„Knechtſchaft! . . . Schläge! . . . Fauſt im Geſicht! . . . Frei werden! . . . Thomas Münzer! Martinus Luther! . . . Florian Geyer! . . . Sie rufen! Haufen wachſen. Aufſtand wird kommen! Neues muß anbrechen! Gottes Reich auf Erden! . . . Und ihr die Sieger, Bauernſieger, Herrſcher! . . .

Bald werden Trommeln im Land ſein . . . erſt eine, dann hundert, tauſend . . . und ihr hinter ihnen. Dann wird bald das Land euer ſein! Hört doch die Trommeln! Folgt doch! Sie ſchreien doch nach euch!"

Der Mann ſchwieg. Er blickte den Leuten noch einmal in ihre Geſichter und ging ſtumm und grußlos weg.

Die Verwirrung der Bauern war groß. Sie lärmten und tobten. Etwas Ungeahntes war über ſie hereingebrochen. Was ihre Angſt in die letzten Winkel ihres Herzens verſteckte, hatte hier einer laut und ſtolz in ihr Geſicht geſchrieen: Aufſtand! Sie waren kaum mehr zu halten und ſuchten aus der Erinnerung, was ſie von Gerüchten über die Männer gehört hatten, Münzer, Luther, Geyer.

Als ſie auseinandergingen, war es einem jeden, als habe man ihm ein glühendes Eiſen ins Herz gebrannt.

* *
*

In dieſen Nächten der heimlichen Unruhe war Florian Geyer, den ſie den Bauernführer nannten, bei Tilman Riemenſchneider.

Die beiden Männer ſaßen ſich gegenüber, prüften und wägten einander vorſichtig ab. Langſam, eindringlich und unbeirrbar ſprach Florian Geyer auf den Meiſter ein.

„Wir wiſſen doch, daß Ihr zu uns gehört, auch wenn Ihr es ſelbſt noch nicht wißt. Nun aber iſt es an der Zeit, nun müßt Ihr ganz zu uns kommen."

Riemenſchneider ſaß unbeweglich, eine ſteinerne Falte im Antlitz, und in den blanken Augen ein großes Fragen. Immer von neuem ſprach Florian Geyer zu ihm und langſam wurden ſeine Worte wie eine heiße Flut, die ihn überſtrömte.

„Euer Leben, Riemenſchneider, gehörte der Kirche, nun muß es den Bauern gehören, denn in die Kirchen haben ſie den Teufel einſchleichen laſſen und Gott iſt bei allen, die die Freiheit ſuchen!"

Und Gott iſt bei allen, die die Freiheit ſuchen.

Das war die Entſcheidung.

In die Winkel des Gemaches kroch ſchon die Dämmerung der Frühe. Aus einer dunklen Verborgenheit löſten ſich nach langem Schweigen wie ſchwere Tropfen des Meiſters Worte:

„Bin ſechzig Jahre alt. Bin Bürgermeiſter und Bildſchnitzer der Kirche, diente dem Biſchof ein ganzes Leben lang. Wollte immer Freiheit. Wußte aber nie wie Freiheit ausſieht, ſpürte ſie nur irgendwo tief in mir. Weiß nun, wie es werden muß. Iſt ein langer Weg, den ich gehe, Geyer; wir werden einen einſamen Weg gehen und ich werde ſehr allein ſein. Weiß noch nicht, wann ich zu euch komme ... aber ... ich werde kommen!"

Da griff Florian Geyer des Meiſters Hände und in ſeiner Stimme war eine große Freude: „Meiſter! ... Anfangen iſt alles!"

* *
*

Jeder neue Tag brachte ein Wort der Klarheit, jedes Wort war eine Stufe, und jede Stufe führte dem Ziel näher. Hoch war es und noch ſahen es Vieler Augen nicht, aber ſie ahnten es über ſich. Sie wollten die lateiniſche Welſchheit zerſchlagen und die Teufelsbrut austreiben. Die Stimmen der Männer hatten ein metallenes Zittern, wenn ſie ſagten:

„Nun muß das Neue kommen, das Reich Gottes auf Erden!"

Aber wie es immer iſt, in ſolchen erſten Zeiten eines wirren Aufbruches herrſchte viel Unklarheit. Jeder malte ſich das Bild ſeines Reiches in bunten Farben und nach ſeinen Wünſchen. Doch in dieſen entſcheidenden Monaten fanden ſich Männer aus allen Gauen Süddeutſchlands zuſammen und legten in kurzen und harten Bauernworten feſt, was der Wille ihres Forderns und des Aufbruches ſein ſollte. In Heilbronn am Neckar berieten die Bauernführer lange

und eingehend die „allgemeine Reichsreform“. Der Wendel Hippler und die anderen Bauernräte ließen den Verfassungsplan drucken; so flog er ins Volk hinaus und wurde mit großer Begeisterung aufgenommen. Er enthielt folgende Artikel:

Gleiches schleuniges Recht, dem Höchsten wie dem Geringsten.

Alle Bodenzinse sind ablösbar. Den Kaufleuten soll die Straße gesichert und eine neue Ordnung gemacht werden, wie sie jede Ware abgeben sollen, damit man sich im Kaufe darnach richten könne, und der gemeine Nutz gefördert und gemehrt werde.

Kein Doktor römischen Rechts kann zu einem Gericht oder in eines Fürsten Rat zugelassen werden. Dieweil die Doktoren nicht Erbdiener des Rechts, sondern besoldete Knechte sind, die um ihres Eigennutzes willen lange hinhalten und langsam zu Ende raten oder dienen, sollen sie an keinem Gericht sitzen, Urteil zu machen oder auszusprechen.

(Gericht und Recht, wie von alters her.)

Kein Geweihter oder Gesalbter soll in ein weltliches Amt gesetzt, dazu benutzt oder gebraucht werden; denn weltliche Ehre und Geiz verhindert sie am Dienste Gottes, wie öffentlich am Tage liegt.

Es wäre gut, wenn alle Zölle (Binnenzölle), Geleit, Umgeld, Aufschläge, Steuern und Beschwerden, die bisher allenthalben im Gebrauch waren, abgeschafft würden, ausgenommen, was als notwendig anerkannt würde, damit der Eigennutz den gemeinen Nutz nicht beschwere.

Die zur Beförderung des allgemeinen Nutzens, zur Erhaltung der Brücken, Wege und Stege notwendigen Zölle sollen gegeben werden, und was übrig bleibt, zum gemeinen Nutz hinterlegt werden.

Alle Straßen im Deutschen Reich sollen frei und ohne Zwang gehalten werden.

Nur eine Münze in Deutscher Nation. Keiner soll eine Münze verschlechtern.

Die großen Handelsgesellschaften wie Fugger, Hoffstetter, Welser und dergleichen, sollen abgestellt werden; denn Arme und Reiche werden dadurch , daß sie alle Waren nach ihrem Gefallen schätzen, übervorteilt. Wenn eine Gesellschaft zusammenlegen oder allein handeln wollte, so soll das Betriebskapital nicht über 10 000 Gulden betragen. Wenn ein Kaufmann über seine Handelsgrundlage einen Ueberschuß an Geld hat, so kann er es beim Rat hinterlegen und jährlich 4 vom Hundert nehmen. Die Ratsherren sollen das Geld armen Gesellen gegen Sicherung leihen und 5 vom Hundert nehmen. Dadurch würden geschickte arme Männer zur besseren Betreibung ihres Gewerbes unterstützt.

Alle Geldwechslergeschäfte sollen bei schwerer Strafe verboten werden. Es soll eine Ordnung unter den großen Hansen, die im Großen handeln, gemacht werden, damit die kleineren Kaufleute auch bleiben und ihre Nahrung bekommen möchten.

Schließlich sollen alle Bündnisse der Fürsten, Herren und Städte aufgehoben werden und allein der Kaiserliche Schirm und Frieden gelten. Alle im Reich, auch Fremde aus anderen Königreichen, sollen frei und sicher wandern können, damit der arme Mann und der gemeine Nutz seinen Fortgang haben.

Keinen Fürsten und Herrn, als der ihnen gefalle, und das sollte der Kaiser sein.

Gestützt durch die Worte und Schriften des Wittenbergers Martinus Luther fühlten sich alle Kämpfenden gestärkt und im Recht vor Gott und der Welt.

Ein Junge ſchlich ſich in die Werkſtatt des Meiſters Riemenſchneider und richtete aus, er möge ins Wirtshaus „Zum Stachel“ kommen, dort warte der Bermetter Hans auf ihn. Tilman machte ſich gleich fertig und ging hinüber. Die Beiden ſaßen ſich lange ſchweigend gegenüber und tranken langſam den bernſteingelben Moſt. In der Wirtsſtube war kein Laut hörbar. Auf der Ofenbank ſchnurrte eine Katze. Letzte Lichter des Tages hingen in den bleigefaßten Butzenſcheiben.

Der eintretende Wirt durchbrach die Ruhe. Er zündete mit ungeſchickten Händen die dunkelbraunen Wachskerzen auf den Zinnleuchtern an. Jede trug eine kleine, leuchtende Krone aus Licht und ihr Schein glitt wie ſuchend über die Hände Riemenſchneiders und drang an ſeine grübelnden Gedanken. Als er den Kopf hob, war das Geſicht des Bauernführers und Spielers Bermetter nahe vor dem ſeinen. Er ſah das ſchmale, ein wenig blaſſe Geſicht lange und prüfend an.

‚Als wenn es ſich verirrt hätte und nicht wüßte wohin, ſo ſucht dieſes Geſicht‘, dachte der Meiſter.

Bermetter ſprach auf ihn ein, ſeine Stimme flatterte:

„Es kommt Nachricht vom Oberrhein, da ſind die Bauern ſchon aufgeſtanden. Jetzt muß auch bald unſere Tat kommen, Riemenſchneider!“

Der Würzburger Bildſchneider blieb ſtill und unbeweglich. Vor dem Fenſter ging ein einſamer Wind. Das letzte Wort Bermetters ſchwang immer noch im Raum, es wuchs

mächtig an. Es ließ den Meiſter nicht los, er mußte es aufnehmen:

„Jetzt muß unſere Tat kommen! —"

Riemenſchneider hatte den alten weißen Kopf tief in die Hände vergraben. Die Kerzenlichter färbten den Wein, den der Wirt ihnen jetzt gebracht hatte, dunkelrot wie Blut. Eine große Stille umgab ſie. Bermetter wagte nicht zu reden. Irgendwo in der Luft ſummte etwas, die Wärme, oder die heißen Gedanken?

Tief in der Nacht kamen Bauernführer aus dem Land. Bermetter ging zu ihnen und erzählte gleich, wie ſchweigſam und antwortlos der Meiſter den ganzen Abend geſeſſen habe. Die Männer ſetzten ſich zu ihm. Er freute ſich ſichtlich, ſie zu ſehen und mit ihnen endlich ſprechen zu dürfen. Bermetter ſchien er nicht mehr zu beachten. Harte Bauernworte brannten hell auf. Da wurden wieder die Dämme des Zweifelns und Wägens in Riemenſchneider umgeriſſen. Er ſah den Weg ſeines Lebens klar und ohne Verhüllung vor ſich, und ihm war bewußt, daß er ihn zu Ende gehen müſſe. Er war bereit!

Als im Oſten der Morgen glomm, wollten Vorübergehende aus dem Gaſthaus den rauhen Klang eines Geſanges vernommen haben. Verweht und zerfetzt zwar, aber doch gut zu verſtehen. Und er ſoll gelautet haben:

„Sturmglocken hebt zu ziehen an,
Geht los mit Sengſt und Beil;
Es ſtreite wacker Mann für Mann,
Zu aller Bauern Heil!
In alle Lüfte weit:
F r e i h e i t !

Es geht der Adel ſtolz umher,
In Ketten ſchleicht der Bauer.
Zerſprengt die Feſſeln, eiſenſchwer,
Zerſtampft der Burgen Mauer!
In alle Lüfte weit:
Freiheit!“

Fackeln, Senſen und zwei Hände

Meiſter Riemenſchneider war allein in ſeiner Werkſtatt. Die Dämmerung legte ſich ſanft über die Geſtalten, die im letzten Licht des Tages leiſe aufzublühen ſchienen. Tilman hielt die raſtloſen Hände ſtill und ſeine Augen umfingen noch einmal das Werk der letzten Zeit. Er ſtand auf und ging ſchweren Schrittes zur der Madonnenſtatue, und wie ſo oft, war es ihm auch diesmal, daß er keinem toten Holzwerk gegenüberſtand, ſondern einem geheimnisvoll klopfenden Leben. Er taſtete noch einmal die zart fallenden Faltenwürfe der Gewandung ab, ſpürte einen eigenen, ihm ſo bekannten Strom durch den Körper gehen, der ihn immer überkam, wenn er begann, ein geliebtes oder vertrautes Antlitz aus dem weichen, duftenden Holz der Heimatwälder zu graben. Wenn er das Geſicht ſeiner Frau in das Holz hineinzauberte, dann gingen ſeine Hände ſo behutſam über das Holz hin, als ſtreichele er die lebendigen Züge ihres Geſichtes. Er war beim Schaffen immer gern allein und ihn band weder Zeit noch Stunde. Alles was er ſah und liebte oder haßte in ſeinem Leben, nahm er nur in ſeine Hände, um es in Stein und Holz neu und dem Alltag enthoben erſtehen zu laſſen. Es war nicht leicht für ſeine Frauen geweſen, an ſeiner Seite zu leben. Dreimal hatte

er geheiratet, aber der Tod war ein guter Gast gewesen und hatte ihm immer wieder genommen, was er so restlos zu besitzen geglaubt. Manchmal war es ihm, als sei er schuldig, als habe er das Dasein der Frauen, die ihm so zu eigen waren, zu sehr in das Werk seiner Hände strömen lassen. Sie waren ihm immer wie Brunnen gewesen, aus denen er Kraft und Lebensmut schöpfte und zuweilen auch ein wenig Frieden. Aber sie waren ja nicht vergangen, und das war für den Meister eine gute und tröstliche Gewißheit. Sie mußten in die Dunkelheit des Todes eintauchen, um so schön und unsterblich im Holz der Altäre weiterzuleben. Er sah ihre Bilder in den großen und kleinen Kirchen des Landes stehen, nichts war verloren, was in seinem Leben je einmal an Sehnsucht und Liebe, Not und Wirrsal bebte, in das stumme Holz hatte er es hineingelebt und oft darüber vergessen, daß es ihm zu tragen gegeben war. Alles hatte er in gleitenden, tonlosen Bewegungen unbeirrbar und sicher dem Holz anvertraut. Er zauberte leichte Lichter der Freude, vertiefte schmale Faltenkämme der Trübsal, Dunkel und Schatten machte er schweigend, die Linien und Faltenkämme aber begannen zu schwingen und zu klingen. Aus dem Ungefügen hob sich Schönheit und Adel. Er hatte ein ungeschriebenes Gesetz erfüllt, aus dem Nichts geboren, Schöpfung und Lebensglaube an stummen Geschöpfen sichtbar gemacht. Es war ein langer Weg von der harten Lehrbubenzeit bis zur Höhe dieses Schaffens. Viele Menschen und Lande hatte er gesehen. O, die Welt war weit und die Sehnsucht wuchs, je mehr man sie in sich eintrank. Aber langsam war auch über ihn ein Friede gekommen. Würzburg umgab die Unrast seines Blutes. Hier war er geborgen. Das vielgestaltige, herbe Frankenland ließ ihn nicht mehr los. Das war ein stolzer

Weg in der großen, reichen Bischofsstadt am Main: vom armen Gesellen zum Ratsherrn und berühmten Bildschnitzer der Kirche. Ablenkung war das tätige Alltagsleben geworden, er hatte es gebraucht, weil die Unruhe des Herzens noch nicht erloschen war. Das Werk, das seine Werkstatt verließ, und es war ein reiches, vielfältiges und gesegnetes Werk, befriedigte ihn immer noch nicht. So viel vermochte er zu geben, aber ganz verborgen in seiner Seele war noch eine Sehnsucht, die ihm ausweglos erschien.

Der Meister überdachte das alles ruhig und dann wurde ihm klar, daß die vergangene Zeit des Bauernaufbruches wie ein großer Fluß war, in den seine Sehnsucht sich verströmen konnte.

Seine Gedanken gingen noch einmal durch die Schatzhallen der kirchlichen Fronvögte, durch die aufstrebenden Pfeilerwände der hohen Dome, in allen standen seine Bildwerke, Grabmale, Altäre, Apostelfiguren. Er freute sich immer, wenn er in diesen mächtigen Steinwäldern stand und er bewunderte die Baumeister des Landes, die solche Bauten trotzig in den Himmel türmten. Auch die Glocken, die mit schweren Schlägen über das weite Land hingingen, hatte er gern, aber es war noch etwas Fremdes, das unbewußt in ihm gelebt hatte und nun zum Durchbruch kam. Warum hängten die Priester Flittergold und bunten Tand hinein? Warum sangen sie in fremden Gebeten zu Gott? Warum mußten blaue Weihrauchwolken emporquellen, daß die Sinne dumpf und der Atem betäubt wurde? Warum klirrte das Geld in den Kästen, die das wichtigste in den Kirchen zu sein schienen? Waren das noch Gotteshäuser? Brauchte Gott ein Haus? Da überkam Riemenschneider eine wilde Not. Er ballte die gesegneten Hände zur machtvollen Faust. Wie oft hatten ihn die Kirchlichen gezwungen

zu formen, was seinen Händen widerstrebte. Da sollte er den Gekreuzigten grauenvoll martern und verzerren. Bin aber doch gegangen, wie ich wollte, haben mich nicht zwingen können, und während er das denkt, wächst ein kalter Glanz in seinen Augen. Er hatte die Menschen als Vorbilder für seine Werke genommen, die seinen Tag umgaben. Frauen des Landes, Kinder der Stadt, Männer aus Werkstuben und von den Aeckern, er hatte sie in die Altäre gestellt und die Kirche fand fremde Namen dafür.

In schlankaufragende, mit wunderbaren Holzfiligranen umrankte Schreine hatte er das ganze Land und seine Menschen gebannt. Sie waren nicht nur ein Gleichnis, sie blieben lebendig in ihrem ganzen Dasein.

Welch ein Gewinn für das Land. Schönster Preis für die Menschen. In stummen Gestalten aus silberschimmerndem Holz tönte ein gewaltiger Gesang des Lebens. Ob alle ihn vernahmen?

Der Meister reckte sich, über das gefurchte Gesicht ging ein Leuchten. Stolze Gewißheit: Hundert Werke sprachen seinen Namen: Riemenschneider. Die ihn hörten, wurden froh und glücklich und vieler Augen, die seine Werke umfingen, wurden fromm und andächtig.

Und doch, war er nicht ärmer gewesen als der geringste Bauer auf seinem Acker, über den der Fronherr die Zuchtrute schwang? Ein langes Menschenleben hindurch hatte er aufbegehrt, aber heimlich, trotzig, untergründig. Die Kirchlichen hatten ihn gewähren lassen, sie merkten wohl selbst nicht, daß er den geheimen Weg über sie hinweg in die große Freiheit ging.

Der Meister sah auf die halbfertigen Gestalten, Marienbilder, Apostelköpfe. Sie riefen gleichsam wie mahnend

ſeinen Namen und verlangten ihre Vollendung und Vollkommenheit.

‚Für wen vollende ich euch denn?‘ wollte er fragen, aber er ſchwieg, weil ſeine Hände ihm Antwort gaben: ‚Für dich, für dein Blut, daß du erfüllſt, was wir dir auftragen.‘

Da lachte er tief und gut ſeinen Geſtalten zu:

„Ich gebe euch alle Kraft meines Blutes, und dann nimmt euch die Kirche. Sie hat euch gekauft, mit klingendem Gold gekauft, und darum muß ich aufſtehen gegen ſie, weil ihr frei werden ſollt, ihr . . .“ Und dabei ging ſeine Stimme wie ſtreichelnd über ſie hin, „ihr meine Kinder.“

Die Kienſpanflamme zuckte verlöſchend. Nacht war im Raum. Riemenſchneider tappte ſchwer die knarrende Stiege nach oben.

* *
*

Der Kerzenſchein legte ſein mattes Gold über das ſchlafende Geſicht ſeiner Frau Eliſa. Der Meiſter ſah es ſtill an. Es wurde zeitlos, unwirklich, entſchwand durch die Räume und nahm ihn mit, bis er es wiederfand. Im Herrgottsaltar zu Creglingen ſchlief es im Holz und faltete ſtill die Mutterhände. In ſpäten Tagesſtunden wob die Abendſonne einen verklärenden Schein um das Haupt. Sie nannten es „Maria“.

Frau Eliſa erſchrak ein wenig unter der Frage des Meiſters:

„Soll ich nun aufhören mit meiner Arbeit? Wollen wir jetzt alles zerſchlagen um des Neuen willen?“

Sie dachte: ‚Er weiß ja nicht, was er da ſpricht, ich muß es ihm vergeben, die Not des Kampfes iſt zu groß.‘

Sie dachte: ‚Er fragt ja nicht mich, die Frau, er fragt alle Menſchen im Land durch mich, jetzt in dieſer Stunde.‘

Sie ſagte leiſe und tröſtlich: „Nein!“ Und dann noch einmal feſt und unüberwindlich: „Nein! Tilman, ſieh, dein Werk dient ja ſchon dem Neuen, ſeit du es ſchufeſt. Es war ein Weg, wir gingen darauf und wußten es ſelbſt nicht, wohin er uns führte. Nun ſehen wir das Ziel.“

Die Angſt ſtieg heiß und quälend in ihr hoch, ihr war, als könne ſie ſie nicht mehr verbergen, aber dennoch ſagte ſie noch einmal gläubig und ſehr feſt:

„Wir müſſen den Weg zu Ende gehen, Tilman, . . . bis zum . . . letzten . . Ende!“

* *
*

Es folgte eine Zeit ruhigen und beſinnlichen Arbeitens. Aber der Frühling brachte von neuem die Unraſt und wieder zogen Zweifel den Meiſter in ihren wirbelnden Kreis.

Ein warmer Wind kam von Süden. Die Dämmerung ſchwang blau zwiſchen den Häuſern und Mauern. Hoch oben ſchimmerte der abendlich grüne Himmel noch lange nach. Scharf zackten ſich die Türme der Marienkirche ins verlöſchende Licht. Im Gewölbe ſtand der Meiſter vor dem Standbild Konrads von Schaumburg. Schon im Jahre 1499 hatte er es geformt, in raſtloſer Arbeit, Tag und Nacht. Er ertrug die Unruhe der Zweifel nicht mehr, er wollte fragen, irgendein vertrauter Mund ſollte ihm

Antwort geben. Seine Hände griffen nach dem kalten Steingeſicht, betaſteten es. Die Hände glitten über die ſtarre Rüſtung hin.

„Du?"

Das Antlitz blieb kalt, ſtumm, blickte weit über ihn hinweg.

„Du Kreuzritter, . . . wofür ſtarbſt du? Deine Rüſtung iſt ſo hart, ſo unnahbar, deckt ſie das Dulderblut des Herrn Chriſt? Iſt es wahr, was ſie ſagen, daß Kirche und Papſt vom Teufel ſind? Iſt das Reich Gottes ſchon hier auf der Erde? Gib Antwort! . . . So antworte mir doch!"

Aber es kam keine Antwort. Was ſeine Hände einſt ſchufen, blickte über ihn hinweg, und blieb weit und ſchweigſam. Noch einmal blickte der Meiſter mit glanzloſen Augen auf den ſteinernen Ritter, dann wandte er ſich hallenden Schrittes dem Ausgang zu.

Die Nachtluft wehte warm und ſommerlich ſüß. Hoch gleißte der Abendhimmel. Bleiche Sterne flimmerten unerreichbar, man konnte ſie ſehen. Aber was war dahinter?

Es kam kein Echo; nur die Milchſtraße ſchimmerte.

* *
*

Die Zeit ging ihre harte Straße, zog unerbittlich den Meiſter mit und er vertraute ſich ihr an.

* *
*

Der Prälat des Fürſtbiſchofes von Würzburg brachte dem Meiſter einen neuen Auftrag. Die mürriſche Antwort Riemenſchneiders ließ ihn aufhorchen. Dann brach es gierig und unbeherrſcht aus ihm:

„Es laufen dunkel Gerüchte über Euch in der Stadt, will es aber nicht glauben, was uns da alles über Euch zugetragen wird. Aber wenn ich nun Eure Worte höre, Meiſter, ... Meiſter Riemenſchneider! Immer ſchon haben die hölliſchen Mächte in Euch einen Platz gehabt. Wie könntet Ihr ſonſt den leibhaftigen Antichriſten in die heiligen Altäre ſtellen?"

Drängend, in großer Verwunderung fragte der Meiſter: „Wo . . wo ſteht der Antichriſt, Hochwürden?"

Der ſchob die bleichen Hände in die weiten Aermel ſeiner Soutane, ſagte kalt, ein wenig höhniſch:

„In den Winkeln Eurer Altäre hocken Landsknechte mit wüſten Bauerngeſichtern, und dem Judas im Heiligenblutaltar zu Rothenburg habt Ihr ein gar feines Antlitz geſchnitzt, daß es der Heilige Johannes ſelbſt ſein könnte. Und an allen Kreuzen fehlen die Schächer, und", ſeine Augen krochen an dem Meiſter hoch, er beugte ſich vor: „und alle Gottesmutterbilder, die Ihr ſchnitzt, tragen das Geſicht Eurer jungen Frau Eliſa."

Der Meiſter lächelte den Hochwürden leiſe und kühl an, hob abwehrend die ſchmalen Hände, eine Glut ſprang in ſeine Worte:

„Ja, ja, ich weiß, was Ihr weiter ſagen wollt: . . Und heute noch ſteht das Schandmal der erſten Menſchen in ihrer Blöße am Portal der Marienkirche froh und ſchuldlos. Weiß es ja, was Ihr von meinen Werken haltet, ſagt, ich hätte mich nicht an die Schrift gehalten, habs nun erfahren müſſen, daß es ſchier gefährlich iſt, zu tief einzu-

tauchen in die Schrift. Hab nur das Lügenkleid abgestreift, das Ihr den Menschen umgehängt habt und nun kommt es Euch übel an, weil Ihr die Wahrheit seht."

Da wurde die Stimme des Kirchlichen scharf und schneidend, er schrie es fast:

„Hütet Euch, Meister Ratsherr, Bildschnitzer der heiligen und alleinigen Kirche, sie hat das Sakrament des Herrn, sie steht unangetastet über allem Volk. Bleibt ein Diener an ihr! Werdet nicht zum Schindknecht des Teufels und seiner Helfershelfer!"

Der Meister entgegnete nichts, starrte den Prälaten lange und verächtlich an.

Als die schwere Eichentür hinter dem Davongehenden zufiel, wußte Riemenschneider, daß der erste große Pfeiler der Brücke, über die er jahrzehntelang gegangen, eingestürzt war.

* *
*

Tilman Riemenschneider war tagelang im Land gewesen. Er besuchte Freunde und Genossen, von denen er wußte, daß sie dem geheimen Bauernbund angehörten. Der verborgene Aufstand fraß sich wie ein Feuer immer weiter. Die Not der Bauern wuchs. Fürsten und Pfaffen schienen offen den Gerüchten eines Bauernaufstandes spotten zu wollen und trieben es ärger als zuvor. Der Meister sah alles wortlos an. Als er wieder in seiner Werkstatt war, arbeitete er, ohne sich Ruhe und Schlaf zu gönnen, an einem Altar, der für Maidbronn bestimmt war. An einem Abend saß er ausruhend am Fenster. Der Schleifriemen war seinen müden Händen entfallen.

Frau Eliſa umgab ihn mit leiſer Beſorgnis. Er rief ihren Namen. Sie kam faſt lautlos näher, beugte ſich über ihn, trank den ſchweren Atem ſeiner Worte:

„Weiß nun wirklich, daß ich die Freiheit ſuchte und daß das Volk die Freiheit braucht. Sah Geſchlagene und Geknechtete und Gequälte, die Rücken zur Erde gebeugt, tief, ſehr tief. Sieh, das wollte ich formen, das habe ich geſucht, das haben ſie mir immer wieder verwehrt, das iſt ein Altar der Not, eine Bauernpaſſion."

Und dann, unter der nahen Wärme des Geſichtes:

„Hab dein Geſicht in die Altäre geſtellt, weil ich nie glauben konnte, daß Mutter Sünde iſt."

Behutſam ſagte die Frau:

„Es iſt ſo ſchwer etwas zu ſagen, wenn man es nur tief in ſich fühlt. Aber wir wollen an das Neue glauben. Alt biſt du, Tilman, das Kerzenlicht leuchtet in deinem weißen Haar. Ich wollte, daß du endlich in deinen Frieden gingeſt und dein Leben ruhig und froh würde."

Aber da rief er laut, wie von einer ungeheueren Offenbarung getrieben:

„Nein, kein Friede! Man muß die Aexte und Senſen nehmen! Und daß wir tapfer ſind, das iſt nämlich das ewige Leben, das einzige und alleinige."

Ueberſtrömt von Ahnung und Weh die Frau: „daß wir tapfer ſind . ."

Sie ſaßen noch lange beieinander. Noch viel wäre zu ſagen, aber ſie ſchwiegen einander zu. Größer noch als Angſt und Ahnung iſt bei der Frau die Freude, ihm Inſel ſein zu dürfen, ihm tiefe Ruhe zu geben in aller Not der Tage. Das iſt ſchon ſo viel. Das macht ſie reich und froh.

Ein Bauernwagen knarrte über die durchfurchte Landstraße, die von Würzburg nach Creglingen führt. Der Meister wollte mit seinen Schülern und Gesellen zusammen den Marienaltar besuchen, um ihnen zu zeigen, was sie später bei der eigenen Arbeit gebrauchen konnten. Auch sein Sohn fuhr mit. Ihm waren die Gesellen und Schüler der Werkstatt unterstellt, und zu ihm wollte Riemenschneider sagen: „Sieh, Sohn, diesen Altar; so haben sie mir ein Leben lang meinen Glauben und mein Werk entwunden."

Ueber den Feldern hing herb und silbern der Morgendunst. Im Unermessenen ruderte hoch ein Vogelzug über die Weite, vom Sonnenglast silbern umglänzt. Der Wind trug Ruch von Ferne und Wärme und weckte Unruhe und Sehnsucht. Sie waren schweigsam geworden vor der schönen Welt, die sie umfing. Hinter den Pflügen gingen gebückt Bauern, sie sahen kaum auf, als der Wagen vorüber fuhr. Nur einer ballte die Faust hinter ihnen her.

Wir fahren über das Herz der Erde, dachte Tilman Riemenschneider.

Wir müssen ihr gehorchen, wir allein, und dürfen nicht auf die Nächsten warten.

In der Kapelle von Creglingen sahen die Schüler und Gesellen schweigend den Altar an. Mit erschütternder Wucht kamen sie zur Erkenntnis, wie übermächtig das Werk dieser Hände war. Da war eine Welt gewachsen und geworden, die ihnen vertraut war, weil sie in ihr da-

heim waren, und doch ſchien ſie ihnen entrückt in eine unerreichbare Ferne.

Die Männer hörten beklommen auf Riemenſchneiders Worte. Ja, er war der Meiſter, er ſtand hoch über ihnen, ſie waren ſtolz, ihm dienen zu dürfen, ihm — — dem Meiſter!

* *
*

In der Nacht rumpelte der Bauernkarren wieder in die Stadt zurück. Sie kamen an einer Feldſchmiede vorbei. Durch die offene Tür ſahen ſie im rotglühenden Funkengewirr, wie mit harten Fäuſten an Senſen geſchmiedet wurde. Es wurden blanke Schwerter daraus.

In Riemenſchneider erwachte eine aufbrechende Bereitſchaft, als er das ſah. Sie durchſtrömte ihn, rann durch den Körper bis in die Fingerkuppen, ließ ihn die Hände ballen zur Fauſt.

Er ſagte zu ihnen, und es war wie ein Sturmgeſang:

„Seht, Fackeln leuchten! . . . Feuer brennen! . . . Senſen und Aexte warten! Nun wiſſen meine Hände, was ſie tun müſſen!“

Der ſchwarze Sturm

Das große Haſſen der Bauern zog in ſeinen mahlenden Strudel auch die Reichsſtadt Würzburg.

Im Land ſtand bunt und warm der Herbſt. Die Scheunen waren bis untern Firſt voll Korn. Auf den abgeernteten Feldern lag der Nachglanz des heißen Sommers, der alles reif zur Ernte gemacht hatte.

Tilman Riemenſchneider ging untätig umher. In der Werkſtatt arbeiteten die Geſellen unter der Leitung ſeines Sohnes an dem Altar für Maidbronn. Wenn der Meiſter in den Straßen der Stadt ſichtbar wurde, umliefen ihn fragende und vertrauende Blicke. Oft aber auch wägende und haſſende. Aber er blieb ſtumm und ſein ganzes Weſen und Wirken war antwortlos. Am Horizont der Tage ſtand Zeichen um Zeichen auf, und die ſie ſahen, erſchraken in tiefſter Seele. In der Luft ballte ſich etwas zuſammen, unfaßbar, bedrohlich. Es floß durch alles Tagwerk, umgab alle Dinge und machte verſtört und unſicher. Kam ein Jahr des Unheils? Ein Jahr des Herrn? Oder ein Jahr des . . . Bauern?

Die Bürger der Stadt gingen ihrem Tagwerk nach. Aber in ihrem Tun war die Unruhe dieſer Zeit. Die Geiſtlichkeit ſchürte heimlich das Feuer, ſie wußte, wie bedrohlich die

Worte und Schriften jenes verruchten Bauernmönches Luther in Wittenberg waren. Ihr Tun wurde versteckter. Sie waren nach außen gütiger, hilfsbereiter als bisher. Uebten viel Nachsicht. Aber innen war alles wach. Sie kannten alle Vorgänge, auch die verborgensten, noch ehe sie bekannt wurden. Der Fürstbischof verstärkte alle Bindungen mit dem Adel und den Fürsten des Landes. Aber die trieben es nur noch toller; lachten höhnisch über die Besorgnisse der geistlichen Herren. Aber alle spürten, daß ein großes Rad zu rollen begann, riesig würde es über sie emporwachsen, auf sie zurasen. Sie mußten es aufhalten, mit allen Mitteln zum Stillstand bringen, ehe es sie zermalmte. Im ganzen Land verstreut horchten ihre Spione. Aber im Laufe der Zeit wurden sie überflüssig. Es war nichts mehr zu verbergen.

Die Feuer brannten!

Das Rad rollte!

* *
*

Aus dem Herbststurm, der durch die Gassen der Stadt fegte, löste sich eine Gestalt. Die Türen im Hause Riemenschneiders schlugen laut im schweren Wind. Unvermittelt stand die dunkle Gestalt vor dem Meister. Aus seiner Vermummung löste sich Florian Geyer. Sie blickten einander an. Riemenschneider rückte dem Gast einen schweren, reichgeschnitzten Eichenstuhl zurecht und wartete auf dessen Worte.

Geyer sprach, kurz, klar und hart:

„Die Burgen des Adels fallen. Im Land beginnt schon

der Aufbruch. Haltet Euch gut mit den Biſchöflichen, ſolange es noch geht. Der Bermetter wird Euch von mir Nachricht bringen, was Ihr zu tun habt, wenn es an der Zeit iſt."

Riemenſchneider ſagte, aus dem Gefühl großer Entſcheidung, mit einer dunklen, heiſeren Stimme:

„Finſter und verworren waren unſere Wege, nun leuchtet das Licht hell und wir erkennen alles. Man verbrennt faſt darin. Muß nun alles hinter mir laſſen an Freundſchaft und Herkommen, werden viele Türen hinter meinem Leben zuſchlagen, aber es iſt ja alles wertlos, was einmal von Wert erſchien, will nun nicht mehr ſein als Ihr und die Bauern."

Der Geyer, ſchon wieder im Aufbruch:

„Habt recht Meiſter, jetzt geh ich wieder ins Land. Die Waffen müſſen bereit ſein zur großen Ernte, und nun will ich Euch noch unſer Wort ſagen, das Wort der roten Ernte: ‚B u n d ſ ch u h !'"

Tief aus dem Verſunkenen löſte ſich bei Riemenſchneider das Echo:

„B u n d ſ ch u h."

Und dann ſtrahlte es hoch und wurde dröhnend, als ſchlüge ein wuchtiger Schlegel das Kalbfell:

„B u n d ſ ch u h."

Der Wind nahm den Davongehenden wieder auf. Der Meiſter blieb allein zurück. Seine Hände blieben untätig. Es kam nun das letzte Warten. Das zermürbende letzte Warten, das einen Menſchen eher vernichten kann als der verzweifelte Kampf Mann gegen Mann.

* *
*

Eine Seuche ging mit unheimlichen Schritten durch die Stadt und ſuchte wahllos ihre Opfer. Auch Riemenſchneider lag ſeit Tagen krank. Die Nächte zerhackten ſein Gehirn. Der dumpfe Schmerz machte ihn unſagbar müde, der Schweiß brannte in den Augen. Wenn er leiſe aufſtöhnte, fühlte er die Hände Frau Eliſas auf ſeiner Stirn, kühl und tröſtend wie weiter ferner Frühling. Aber er blieb doch allein trotz allen Troſtes. In der Nacht war ein anderer an ſein Lager getreten. Ein neuer Gaſt.

„Biſt du ein Bauer?“ fragte Riemenſchneider.

Der Gaſt ſchwieg.

„Oder der Biſchof?“

Der Gaſt ſchwieg.

Riemenſchneider hob das erhitzte Geſicht, wollte den Starren, Unheimlichen näherzwingen, röchelte:

„Oder der Papſt . . . oder . . . Chriſto?“ Zum erſtenmal kam es wie eine Antwort, leiſe, aus weiten Fernen:

„Nein!“

Da erkannte Riemenſchneider ihn, und ſah dem Tod groß und ſchweigend ins Angeſicht.

Aber dann warf es ihn hoch:

„Nein . . . nein . . . noch nicht, noch nicht! Noch ein paar Jahre . . . laß mich erſt vollenden. Hab noch keine Zeit gehabt. Hab hundert Bilder und Altäre der Kirche geſchenkt, muß nun erſt anfangen, neu . . . ganz neu. Will noch viele Geſichter ſchnitzen. Bauerngeſichter, ſtumm vor Not, Kummer, Sorge . . . und Frauen voll Güte und Schönheit. . . . Die das anſehen, ſollen wieder froh werden am Leben.“

Dann ſtreckte er ihm beide Hände hin, wollte ihn beſchwören, bezwingen:

„Du, Tod! . . . Ich hab ja keine Angſt vor dir . . .

Sollſt mitmarſchieren . . . neben mir, laß mir eine Weile Zeit, eine kleine Weile. Will alles mit dir teilen. Wollen zuſammen Bilder ſchnitzen . . . wollen zuſammen kämpfen und nachts am Feuer ſitzen . . . wollen zuſammen lieben, aber laß mir Zeit . . . Du!" Da wandte ſich der Gaſt, wurde ſtumm, vergaß ſeinen Auftrag, ging fortan mit ihm, wartend, daß ſeine Zeit komme.

Das Rad des Geſchehens rollte unerbittlich und unbezwingbar.

Eines Tages kam Bermetter erhitzt vom eiligen Gang in Riemenſchneiders Werkſtatt und brachte ihm Nachricht von Florian Geyer. Wiſſend und bereit hörte der Meiſter ihn an.

„Unſere bäueriſch Sach ſteht gut, Meiſter, überall am Rhein, in Schwaben und Franken fallen die Fronburgen. Der ‚Bundſchuh' nimmt Feſtung um Feſtung. Jetzt kommts auf die Stadt Würzburg an. Stellt ſich die Bürgerſchaft auf unſere Seite und öffnet den Bauern die Tore, ſitzen wir in der ſtärkſten Feſtung im Land. Der Biſchof will zwar unſere zwölf Artikel annehmen, aber wir trauen ihm nicht, er will nur Zeit gewinnen, bis ſeine Leute und Helfer da ſind. Jetzt kommts auf Euch an, Meiſter, jetzt müßt Ihr offen den Abfall von Adel und Pfaffentum predigen. Auf Euch hören die Bürger!"

Darauf der Meiſter, und ihm war, als ſtänden vor ihm Tauſende von Bauern, die ihn ernſt und fragend anblickten:

„Nun iſt die Stunde da! Sagt dem Florian Geyer, daß ich nach ſeinem Wunſche tun werde!"

* *
*

Der Riß in der Bürgerſchaft der Stadt Würzburg wurde immer breiter. Viele ſtanden noch im Bann der Kirche, andere hatten hinter dem gottwohlgefälligen Geſicht eine Teufelsfratze erkannt, und ſagten ſich los von ihr. In verbiſſener Beharrlichkeit rüſteten die Männer Hellebarden, Fauſtrohre, Prügel und Feldſchlangen. Die Wälle der Stadtmauer wurden ausgebeſſert. Ueberall ſchien eine flüſſige Hitze zu ſieden. Viele wagten nicht in ihrer Aengſtlichkeit die Hände auszuſtrecken, als könnten ſie ſich irgendwo verbrennen.

Auch auf der Feſte Marienburg rüſtete der Fürſtbiſchof ſeine Truppen. Fieberhaft erwartete er ſeine Verſtärkung. Er wußte, daß er ſich auf die Bürgerſchaft nicht mehr verlaſſen konnte wie einſt. Es war alles undurchſichtig. Keiner wußte vom andern, wohin er ſich wenden würde, wenn die Bauern vor den Mauern einlaßbegehrend zum Sturme anſetzten. Nur die Kleinbürger und Unterdrückten der Stadt zeigten unverhohlen ihre Bereitſchaft und die frohe Erwartung der Befreier.

Das Leben pulſte wieder heiß und hart durch Riemenſchneider. Als dann eine Nachricht laut wurde, unter der alle heimlich und offen Verbündeten vor Zorn und Wut erſtarrten, lachte er nur trotzig:

„Mit Luther . . . oder gegen ihn . . . wir werden den Sieg erringen für Gott!“

Martin Luther war aufgeſtanden gegen die Bauern, die er einſt zur Freiheit trieb. Hatte ſich von Melanchthon umſchleichen laſſen, wurde ſchuldig am Tode der Geknechteten. Luther ſagte und ſchrieb plötzlich beißende Worte:

„Man ſoll die Bauern zerſchmeißen, würgen, ſtechen, heimlich und öffentlich, wer da kann, wie man einen tollen Hund totſchlagen muß. Darum liebe Herren höret her,

ſteche, ſchlage, würge, wer da kann. Bleibſt du darüber tot, wohl dir, ſeligerer Tod kann dich niemals überkommen . . . . . .“

Er, der berufen war, ihr Führer zu ſein, ſagte das, hatte ſie verraten, ſchmählich verraten, war ſchuldig geworden. Wo war Martin Luther, der einſt ihr Recht auf Freiheit ins Land ſchrie? Wem gehorchte er? Wollte er nicht das Reich Gottes, . . . das Reich der Freien?

Jede Frage wurde von Haß geboren, jeder Zweifel ſchürte ihre verzweifelte Kampfeswut.

Das Warten wurde unerträglich, ſie konnten es nicht mehr lange aushalten.

Wann kamen die Bauern?

Wie lange noch dieſes Warten?

* *
*

Und an einem Abend des Sturmjahres 1525 war das Gefürchtete, Erbangte und heimlich Erhoffte da. Sturmglocken dröhnten von allen Türmen der Stadt, reichten ihre Hände weit übers Land, bis zum wimmernden Feuerglöckchen von Creglingen. In der Stadt gor und brodelte es. Die Menſchen rannten wirr durcheinander, ſuchten ihren Ausguck auf der Mauer, rotteten ſich in Scharen zuſammen, ſprachen und ſchrieen heftig aufeinander ein.

Und warteten!

* *
*

Siegesſicher, von mächtigen Sturmgeſängen überweht, zogen die Bauernheere auf Würzburg zu. Bald ſollte die Stadt erreicht ſein. Das war der Sieg! Ein großer Sieg!

Herbſtſturm war im Land. Die aufſtändiſchen Bauernrotten wälzten ſich breit durchs Maintal. Der Sieg war ihnen gewiß. Die Stadt würden ſie beim erſten Anſturm nehmen, und dort warteten ſchon hinter den Toren viele Verbündete auf ſie. Der Fürſtbiſchof konnte ſeine Truppen noch nicht in der Feſte Marienburg haben und die rebelliſchen Bürger belagerten ſicher ſchon ſeine Feſtung. Ihr Kampf mußte gelingen. In ihrem Geſang war ſchon ein Toben vom Sieg!

Als ſie in die Nähe des Frankendorfes Königshofen kamen, ſchlug es plötzlich wie eine ungeheure ſchwarze Flamme über ſie hinweg. Aus den nahen Wäldern brachen Scharen von Pferden . . . Reitern!

Eiſen!

Erz!

Stahl!

Schlag auf Schlag!

Splittern, Berſten, Toben!

Stimmen brüllten den Sturm nieder.

Schlag! . . . Schrei! . . . Schlag!

Pferde- und Menſchenleiber, verknäult, zerfetzt, zerhauen und zerſtückt.

Die Erde trank viel Blut.

Und aus den Wäldern brachen immer neue Scharen.

Der Wahnſinn heulte auf. Keine Gegenwehr.

Kein Befehl.

Kein Trommeln.

Es kam wie ein weißgrelles Gewitter, verſchlang ſie, zerſchlug den Sieg, verbrannte alles.

Einige verſuchten zu entkommen. Es gelang ihnen nicht. Rauchwolken hingen über den blutigen, zerſtörten Stätten, grüngiftig und brandig. Hunderte lagen erſchlagen. Es war unüberſehbar.

Die Reiterei vom Truchſeß des Kurfürſten von der Pfalz, der dem Notruf des Fürſtbiſchofs Folge geleiſtet hatte, war in letzter Stunde angelangt, das unheimlich rollende Rad der Bauernerhebung zu zerſchlagen. Jetzt ſuchten ſie das Schlachtfeld ab. Die ächzenden Verwundeten wurden erſtochen.

Kalkene Geſichter ſchliefen auf dem Blutacker ihren letzten Schlaf. Sie hatten vergeſſen die Augen zu ſchließen. In den Tiefen der wehrloſen, erloſchenen Brunnen lag noch der tote Traum vom Sieg.

Der Abendhimmel darüber färbte ſich wie in heißem Entſetzen und hing über allem Grauen wie ein rieſiges dunkelrotes Glas.

* *
*

Zur ſelben Zeit zog auch das zweite Heer der Bauern unter ihrem Führer Florian Geyer gegen Würzburg. Hinter Röttingen ſahen ſie plötzlich in der Ebene die Scharen der Reiterei des Truchſeß. Mit unerbittlicher Klarheit wußte Florian Geyer um alles. Er hatte keine Nachricht von der Vernichtung ſeines anderen Bauernheeres bekommen, aber nur über deſſen Beſiegung konnten die Biſchöflichen hierher gelangen.

Ruf!

Befehl!

Tat!

In großer Haſt wurde eine Wagenburg gebaut. Die Reiterei kam unheimlich ſchnell näher. Sie überſchwemmte alles. Gleich beim erſten Anſturm wurden Hunderte von Bauern erſchlagen. Lärm und Schreien, tobende Gier brannten auf. Kreiſchende und Aufbrüllende biſſen vor Schmerzen in die Erde. Heißer Ruch von Blut und Schweiß umhüllte ſie. Die Verwirrung brach alle Dämme.

Gellend hackte ein hämmernder Schrei durch das Gewühl. Er flog über den Lärm wie eine rieſenhafte, knatternde Fahne:

„B u n d ſ ch u h !"

Das riß ſie noch einmal hoch, ſammelte die Verſprengten. Sie fanden ſich um ihren Florian Geyer und flohen mit ihm bis Ingolſtadt. In Kirche und Schloß verſchanzte ſich die ſchwarze Schar.

Es waren noch ſechshundert Mann.

Der Truchſeß ſetzte ſeine ganze Macht gegen das Schloß an. Auf ſeine Aufforderung ſich zu ergeben, antwortete die zum letzten entſchloſſene Rotte mit einer mörderiſchen Salve. Die Biſchöflichen ſchlugen eine Breſche, wurden zurückgehauen. Immer von neuem rannten ſie zum Sturm vor. Die Geyerleute wehrten ſich verzweifelt. Es kam zum Nahkampf. Drängende Leiber!

Haß und Wut und Irrſinn!

Sie wurden immer weniger, hatten keine Waffen mehr, ſahen das Ende!

Das raſte in ihren Schädeln. Ihre Geſichter wurden wie nacktes Eiſen. Die Verzweiflung ſprengte alle Grenzen. Sie durchbiſſen den Andringenden die Hälſe, wenn ſie die erreichen konnten, und ſchlugen die blanken Fäuſte in die Hellebarden der Gegner.

Noch zwanzig Mann!

Das Ende?

Plötzlich warf man brennendes Stroh über ſie. Ueber Stöhnen und Flüchen heulten lohende Flammen. Beizende Rauchwolken laſteten wie ſchwere Berge auf ihnen.

Das Ende!

Das Ende!

Nein . . . noch nicht . . . noch einmal.

Die Flammen!

Der Rauch!

Noch einmal . . . ſchreien . . . ſchreien . . . zum letztenmal . . . zum letztenmal auf dieſer Erde . . . „Bundſchuh" . . . „Bundſch . . . "

Der Rauch.

Die Flammen.

Das Ende!

* *
*

Auf der Stadtmauer Würzburgs ſtanden ſchon ſeit Stunden die Bauernhauptleute, die in der Stadt auf die ankommenden Bauernheere warteten. Bis zum Aufſtand hatten ſie ſich heimlich verborgen gehalten. Als die Glokken den Sturm läuteten, waren ſie auf einmal da und ordneten ſtumm ihre Leute. Nun ſtand ihre Sache gut. Der Fürſtbiſchof war geflohen, er ſah wohl ein, daß ſein Spiel verloren war. Bald würden die Bauern kommen.

Der Wind ſchlug ihnen wie eine kalte Fauſt ins Geſicht. Kühl und lang ſchlich die Nacht. Bermetter ſchob ſich an Riemenſchneider:

„Dauert verdammt lange, der Marſch des Heeres auf Würzburg.“

Dunkelheit, Kälte und Warten, immer ſchwerer, beklemmender, erdrückender.

Durch die Schwärze ein Ruf! Hufgeklapper. Ein haſtender Reiter. Es war der Bote von Mergentheim. Aus ſeinem keuchenden Atem zerrten ſie Worte, erſt zwei, die wie unſinnig im Kreis herumrennen:

„Alles aus ... Alles aus! ... Steht nichts mehr vom bäueriſchen Heer.“ In ihr Entſetzen brannte der geſtammelte Bericht vom Untergang des Bauernheeres.

Es regte ſich nichts. Das Grauen wuchs um ſie wie ein undurchdringlicher Glutwall. Sie vermeinten zu erſticken. Es war unerträglich.

Da heulte einer wild auf, wie nur ein geſchlagenes Tier zu ſchreien vermag.

Dann aber brandete es mächtig hoch. In den Wirbel der Auflöſung fuhr ſchneidend der Ruf eines Bauernführers:

„Riemenſchneider! Riemenſchneider! ... Hier ſchnell ein Pferd, wir müſſen weg von Würzburg! Kommt der Biſchof zurück, ziehen die Sieger in die Stadt, dann iſt unſer Leben hin. Wir ſind ein Dreck an ihren Schuhen! Wir ... die letzten!“

Und vor ſeiner Unbewegtheit ſtaunend:

„Was iſt, Riemenſchneider? Kommt!“

Erloſchen, wie verweht, ganz leiſe, aber wie Glas ſo hart kam es zurück:

„Ich habe Würzburg groß gemacht ... ich bleib, ich flieh nicht, und ... und ... wo ſollt ... ich ... auch ... hin?“

Schweigen!

Nur der ſchwarze Sturm der Nacht toſte. Keine Sterne ſchienen, kein Licht der Hoffnung wärmte.

Nur das hoffnungsloſe Dunkel engte den Atem.

Die Bauernführer beſannen ſich. Es wurde ihnen klar, daß jede Flucht nutzlos war. Irgendwo wurden ſie früher oder ſpäter gefunden, oder ſie mußten ſich in den Wäldern verkriechen, dann konnten ſie verhungern. Da rief einer durch den Sturm:

„Wenn der Tag aufgeht, geht unſer Gericht auf und das iſt hart, wir wiſſen es!“

Und ein Zweiter:

„Ja, verdammt hart und grauſam iſt es!“

Lacht ein Dritter wild auf:

„Ja, ja, wollen uns irgendwo in der Stadt verbergen, hat ſchon recht der Meiſter, iſt gleich wo uns die Raben vom Galgen freſſen, in Nürnberg oder Würzburg, oder ſonſtwo.“

Der Meiſter ſagt nur:

„J a !“

Die es hören, laſſen ihre Blicke nicht mehr von ſeinem Mund.

„Wird viel Verrat und Schmach über uns kommen. Werden die Tyrannen wieder einhergehen in Purpur und Gold.“

Der Meiſter ſagt:

„J a !“

Heiſer und glühend, emporbrechend aus notvoller Tiefe:

„Aber in allen Winkeln des Landes werden welche aufſtöhnen vor Zorn und Wut über die neue Knechtſchaft, werden heimlich Feuer ſchüren und Aexte ſchmieden und dabei durch die Zähne ziſchen: ‚Bundſchuh‘, ſo glaube ich.“

Der Meiſter ſagt:

„Ja!"

„Und es werden bitterliche Frauen- und Kindertränen fließen um unseren Tod."

„Ja!"

Eine Stimme schlug durch Wind und Regen:

„Werden Blutgerüste errichtet für uns, wird das Gesetz erfüllt zu Ehren Gottes, wenn die Sonne ihr Licht über die Erde wirft."

Der Meister unsagbar ruhig:

„Ja!"

Und wieder die Bauernstimme; wie schwere Steine fielen die Worte in die Tiefe ihrer Hoffnungslosigkeit:

„Acht Mann sind wir noch, und über die anderen siegt die Verwesung. Wir werden bald folgen. Die Trommeln sind erstickt, und die Fahnen ..."

In aufsteigender Qual, die ihn fast erwürgt:

„Unsere Fahnen, die großen, schwarzen mit dem roten Bundschuh, ... sind ... verbrannt!"

Ihre Verzweiflung zerbrechend:

„Ja!"

Da schrie einer verzerrt und aufwühlend:

„Wollen noch einmal unser Lied singen, unser Lied vom mordbrennenden Bauernaufstand."

Der Sturm nahm ihre Worte, zerriß sie, warf die Fetzen in wildem Wirbel umher, die Regen wollten sie auspeitschen.

„Sturmglocken hebt zu ziehen an,
Geht los mit Sengst und Beil,
Es streite wacker Mann für Mann
Zu aller Bauern Heil!
In alle Lüfte weit:
Freiheit! ...."

Und ein wilder Ruf, noch wie zum Lied gehörig, in die Schwärze hinein, Riemenſchneiders:

„Ja!“

Gericht und Gerichtete

Drei Tage gelang es den letzten Bauernführern, sich zu verbergen, dann wurden sie gefunden und von den Häschern des Bischofs gefangen genommen. In den tiefsten Verließen der Feste Marienburg hockten sie angekettet, die brennenden Augen in die schwere Dunkelheit gerichtet. Keiner wußte vom andern. Die Kerkerluft war faul und feucht. Alles ringsum leblos und unheimlich starr. Nur das Wasser rieselte von den Steinwänden und gab einen dunklen, drohenden Ton. Sie spürten den heißen Wunsch, die Hände ausstrecken zu können und den andern zu spüren, ihre Stimmen zu hören, ihre Not zu fühlen.

Aber niemand war da. Niemand, und nichts als ihre Trostlosigkeit. Sie wußten alle, was über sie beschlossen war. Nur einen schnellen und gnädigen Tod wünschten sie sich. Aber es gab wohl erst einen langen Weg der Marter und Folter. Nur die wenigsten rechneten mit der Nächstenliebe der geistlichen Herren. Aber aus allen Winkeln der Erinnerung suchten sie die tröstlichen Worte hervor, die einmal ihr Ohr getroffen hatten, als sie noch unter der Kanzel saßen und das Wort Gottes an sie erging. Es war ein schwacher Trost, sie wußten es. Worte waren Schall und Rauch, gesprochen und verweht zwi-

ſchen den ſteinernen Pfeilern. Sie ſpürten keine Reue. Sie hatten getan, was ihnen zu tun befohlen war. Wenn nur der Marterweg nicht zu lang würde. Aber es gab wohl keine Barmherzigkeit. Alles würde ſein, wie die Wände des Verließes, das ſie umſchloß,

kalt
ſtarr
ſteinern!

* *
*

Tilman Riemenſchneider erſtickte faſt in der Schwärze ſeines Kerkers. Schimmelig hing die Luft um ihn. Er atmete mühſam. Die Zeit zerrann zwiſchen ſeinen Fingern. Seine Gedanken ſuchten die andern. Und als könne er die erſchlagenen Bauern zu ſich zwingen, ihnen befehlen aufzuſtehen von ihren Leichenfeldern, ſprach er mit ihnen. Seine Stimme war tonlos und heiſer:

„Seht ihr wie tief der Kerker iſt? . . . Alles voll Schweigen und Näſſe. . . Läuten nicht Glocken? Ich höre doch Glocken. . . . Läuten wohl ihren Sieg, Tyrannenſieg . . . müſſen laut läuten, daß es alle Welt hört. Morgen werden ſie mich holen oder nach Monden vor ihr Gericht. Ich möchte euch noch einmal ſehen, Genoſſen vom ‚Bundſchuh', möchte noch einmal die Glut eures Haſſes ſpüren . . . und eueres Glaubens, aber ihr ſeid nicht da. Ihr! Wo ſeid Ihr?"

Und dann rief er es noch einmal gellend wie in Angſt: „Wo ſeid ihr?"

Nur das dröhnende Echo ſchlug zurück. „Keiner ruft . . .

bin ganz allein. Will nun noch einmal unſer Lied ſingen, das flog vor uns her, als die Fahnen noch brannten und die Trommeln die Not zerſchlugen . . . unſer wildes ſchönes Lied."

Und dann ſang er, zermartert und mühſam im hallenden Echo:

„Sturmglocken hebt zu ziehen an . . .
Geht los mit Sengſt . . . Bell . . ."

Da ſchüttelte ihn die Qual ſo wild, daß die Worte ihn faſt erwürgten.

„In . . . alle . . . Läfte . . . weit . . .
Frei . . . heit . . ."

Und die Einſamkeit wurde noch eiſiger.

* *
*

Tag um Tag ging Schritt um Schritt und viele Nächte verrieſelten. Es gab kein Morgen, und das Vergangene war eingeſtürzt.

Unvermittelt klirrten vor ſeinem Steingelaß Schritte, es konnten auch Ketten ſein. Das Licht des Tages blendete Riemenſchneider. Er wurde rauh vorwärtsgeſtoßen. Das grelle Rot der Scharfrichterwämſer brannte in den Augen. Er betrat den Richtſaal.

Ueber ſeiner Niedrigkeit thronte das Gericht. Schwarz, fern, einer anderen Welt zugehörig. Da wußte ſein letztes Wiſſen:

Jetzt kommt meine Ernte . . . die rote Ernte.

Die Anklage wurde vom Stadtvogt verleſen. Die Geiſtlichkeit hatte den Meiſter dem weltlichen Gericht

überantwortet, ſie behielt ſaubere Hände, wie durften auch blutbefleckte Hände das Allerheiligſte umfaſſen? Die Kirche war makellos. Sie ſtand über der Weltlichkeit, die mußte ihr dienen, und die Weltlichkeit ſprach das Urteil:

„Tilman Riemenſchneider, Bildhauer, Bildſchnitzer, Ratsherr und ehemaliger Bürgermeiſter der Stadt Würzburg, wird angeklagt des ruchloſen Verrates an ſeinem Landes- und Lehnsherrn, dem edlen Fürſtbiſchof von Würzburg. Dieweil er den Gehorſam verweigert und die Stadt den hündiſchen Bauernketzern öffnen wollte, betrifft ihn das Todesurteil... Aber die Kirche ..."

Riemenſchneider hörte kaum hin. Sah durch alles hindurch, hörte draußen einen Vogel ſingen. Kleiner Vogel, dachte er ... hätte dein Lied gut brauchen können geſtern und alle Tage im Verließ. Aber Anklage und Urteil gingen weiter, Wort für Wort, gingen auf ihn zu, faßten ihn an, nahmen ſein Herz wie in Eiſenfinger, zerbrachen es.

„... die Kirche iſt gnädiglich im Namen des Herrn. Wird der Riemenſchneider nur entrechtet, eines Teiles des Beſitzes entraubt, und werden ihm nur in der Folter ... die ... Hände gebrochen! ..."

Zum Zerreißen geſpannt war die Stille. Und leiſe ſtöhnend, in furchtbarem Grauen:

„J a !"

Unheimlich, aus tauſend Gründen ſich hebend, tauſendmal neu geboren:

„Hände gebrochen ... Hände gebrochen ...!"

Und lauter und ein weniges feſter und klingender Riemenſchneiders:

„J a !"

Und dann wie eine ungeheuerliche Anklage, wie Sakrament und Teſtament eines Lebens der Schrei:

„Ja!“

Die Herren ſchraken zuſammen. Riefen die Stadtknechte. Mit klirrendem Gepolter wurde der Meiſter weggezerrt.

Das Urteil war geſprochen!

* *
*

Konnte die Sonne ſcheinen . . . der Wind wehen? Durften die Bäume rauſchen und die Vögel ſingen, als ſolche Qual vollſtreckt wurde? Mußte nicht alles erſtarren in namenloſem Entſetzen?

Und es geſchah!

Menſchen vollſtreckten ein Menſchenurteil! Als die Folterknechte ihr grauenhaftes Werk begannen, wühlte der Meiſter die Zähne in die Lippen. Er gab keinen Laut von ſich. Dann fiel er in einen Wirbel glutroter Kreiſe.

Die Welt verſank.

Der Menſch entſchwand.

Der große Morgen

Stadtknechte führten Riemenſchneider durch Würzburgs Gaſſen in ſeine Wohnung am Wolfmannsziechlein.

An den Straßen ſtanden viele Bürger. Sie ſahen ſeine Hände, die zerſchlagenen, blutenden, gebrochenen Meiſterhände. Langſam und müde ging er an den Menſchen vorüber, deren Geſichter wie ein erſtarrtes Gitter von Masken an ihm vorbeiglitten.

Die Giebel der Häuſer zackten ſich ſcharf in den leuchtenden Himmel. Er ſah es nicht. Der Wind trug Duft von Scholle und Wieſen herbei, er ſpürte ihn nicht. Irgendwo ſang eine Kinderſtimme ein winziges Lied, aber er hörte es nicht.

Er ging und ging, es ſchienen ihm endloſe Tage zu ſein, da er Tritt vor Tritt ins Nichts, ins Dunkel, ins Leere tappte.

* *
*

Die Tür ſeines Hauſes ſchlug hinter ihm wie ein rieſiger, ſchwerer Riegel zu. Die Stille ſeines Heimes

umfing ihn wie eine wärmende Hülle. In seinem Herzen löste sich etwas. Nun bin ich daheim, dachte er.

Und leise, als dürfe er diesen Frieden nicht brechen, ging er nach oben.

„Warum denn das? ... Warum denn die Hände?" schrie seine Frau Elisa auf. Er fühlte ihre Lippen und Tränen kühl auf seinen brennenden, zerschlagenen Händen. Sein verzerrtes Gesicht lächelte einen schwachen Spott.

„Ja, ... Frau ... nun komme ich wieder zurück vom großen Bauernaufstand. Soviel Schmerzen muß ich dir machen ... meine Hände sind gebrochen und keinen Trost kann ich dir bringen."

Er spürte ihre Finger in seinen Haaren, ganz leise und ruhig, als gehörten sie dem großen Frieden an und nicht ihrem schmerzbebenden Körper. Sie vermochte nichts mehr zu sagen. Das Entsetzen hatte sie umgemäht, wie die Sense den hohen Halm. Als die Dunkelheit alles verbarg, fielen ihre leisen Worte der Klage in den verlöschenden Raum seines Lebens:

„O, du, warum denn die Hände ... warum diese Qual? ... Deine Hände, Tilman, das waren ein paar gute Hände, die waren gesegnet. Wenn die aus Stein und Holz ewige Wunder schufen, ist alle Sehnsucht euerer Rebellenseelen darin eingeströmt."

Lange sah er in das blasse, schimmernde Gesicht, und dann tropfte es heiß und schwer auf sie nieder:

„Daß ... nun meine Hände ... stumm .. geworden sind!"

* *
*

Noch ſechs Jahre mußte der Meiſter ſo leben. Noch ſechs Ewigkeiten!

Die Jahreszeiten glitten vorüber wie Boote auf einem ſchwarzen, ziehenden Strom. Nur eines blieb unveränderlich und gut: das tröſtende Leuchten von Augen und Händen der Frau Eliſa. Da waren alle Brunnen der Unvergänglichkeit geöffnet und er barg ſich tief in dem Glanz des Troſtes, der ihn umſtrahlte.

* *
*

Manchmal kamen Bauern und Bürger zu dem Geächteten, nachts, wenn die Dunkelheit ſie verbarg. Es hatte ihn erſt ſehr gequält. Er konnte kein Mitleid ertragen. Das empörte ihn. Sie ſprachen von allem Möglichen, Nebenſächlichen und vermieden den Anblick ſeiner Hände, als ſei das alles nicht wahr, nie geweſen. Aber dann begannen ſie zu begreifen, daß es ja unabwendbar war, daß das unerträglich für den Meiſter ſei zu leugnen, was Tatſache blieb. Sie wurden freier, ſprachen von ſeiner Not und von ihrem Schickſal. Riemenſchneider lauſchte großäugig ihren Berichten.

Alle waren beim großen Bauernaufſtand umgekommen, hingerichtet, erſchlagen, gefoltert, nur noch wenige übriggeblieben. Nun war die Knechtſchaft noch größer als vorher. Der Glaube gänzlich erloſchen und die Mutloſigkeit hatte Raum genommen. Ihr Aufbegehren aber war zu Ende.

Riemenſchneider hörte ihnen meiſtens ſchweigend zu. Seine zur Untätigkeit gezeichneten Hände verbarg er in

den weiten Taschen des Rockes. Es tat ihm gut, wenn sie ihn aufsuchten, mit ihm sprachen, von dem erzählten, was war und werden könnte. Es war ja nichts Hoffnungsvolles, aber es war besser als die Leere, in die er hineingeworfen war.

In einer solchen Nachtstunde sagte er zu ihnen:

„Manchmal könnte ich in den schwarzen Raum vor meinen Händen schreien. Hineinschreien müßte man können. Nur noch einmal möchte ich meine Hände haben ... wollte dann das Gesicht formen, das aufgestanden ist in meinem Herzen ... das Gesicht der deutschen Not. Sollte niemand mehr lachen können in seinem Leben, der es einmal ansah. Immer neue Bilder wachsen in mir ... aber keines mehr vermag ich zu schaffen."

Da fühlten sie, daß sie ihm einen kleinen Trost zurücklassen mußten, bevor sie wieder in ihre Häuser zurückgingen und einer suchte ein paar gute Worte und gab sie ihm:

„Ihr habt uns doch alle groß gemacht, weil Ihr mit uns gegangen seid, Riemenschneider. Das Licht strahlt weiter, wenn auch die erste Flamme erlosch, und über Euere Werke hat keiner Macht, denn sie sind unser, niemand darf sie nehmen. Ihr habt Größeres gegeben, als je ein Mensch zuvor. Nun grämt Euch nicht, Meister, wir müssen uns alle fügen. Ist keiner ausgelassen vom Schicksal, ist jedem das Seine zu tragen gegeben. Wir wollen uns aufrichten, wenn wir sehen, daß Ihr es mit großer Tapferkeit tragt."

Da schwieg der Meister. Nur seine Augen sprachen einen stummen Dank.

* *
*

Riemenſchneider fühlte, daß ſeine Lebenskraft langſam verrann. Ihm wurde bewußt, daß er bald das Leben zu verſiegeln hatte.

In einer Nacht kreiſte der Strom des Lebens noch einmal froh und wild durch den Gemarterten. Hellwach lag er, in übermenſchlicher Bereitſchaft. Und es war wie ein Jubel als er rief:

„Frau Eliſa . . . bring das Eiſen, Schlegel, Holz.“ Und als ſein Wunſch erfüllt war, taſtete er das Holz ab, legte ſeine gebrochenen Hände auf ihre lebenden und führte ſo das Werkzeug, wollte letzte Form und Geſtalt geben, was ſeine Seele ſah. Er ſagte leiſe und ein wenig beklommen:

„Will zum letztenmal verſuchen zu vollenden, was meine Hände ſuchten ein Leben lang, das Geſicht des Menſchen, gezeichnet von Not und Kümmernis und Glauben.“

Und als er fühlte, daß das ungefüge Holz ſeinem Willen nicht mehr nachgab wie früher, und die Hände der Frau ſeinen Wunſch nicht erfüllen konnten, brach eine große Bitterkeit aus ihm:

„Das letzte und einzige . . . nun hab ich's verſucht, es iſt nicht gelungen . . . nichts iſt erfüllt . . . nichts!“

Seine Tage wurden noch müder.

Er wünſchte das Ende herbei.

* * *

Mit ſuchender Helligkeit gingen Tilmans Augen über die Frau hin. Ein feines Leuchten ſtrahlte von ihr aus

und er ſah erſchreckt und froh, daß ſie den Adel des mütterlichen Begnadetſeins trug. Tief lauſchte er in ſie hinein und vermeinte zu hören, wie das neue Leben unendlich zart ſich kündete.

Seine verſtümmelten Hände glitten durch ihr Haar. Stummes, trinkendes Anſchauen. Es war in ihm eine unfaßbare Freude. Aus der Gewißheit von der Unvergänglichkeit des Lebens kamen ſeine Worte:

„Warum wollen ſie denn die Zeit aufhalten? Das Korn iſt geſchnitten ... und ſieh, ſchon wächſt neue Frucht. Die Menſchen machen ſich Qual und Sorge ein Leben lang, ja, ſie brechen Hände zu Ehren ihres Gottes ... aber die Erde iſt beſtändig. Ich habe ſo gern, wenn die Sonne ſcheint ... der Wind weht. Er kommt ſo weit her und geht wieder in die Weite, man weiß nichts von ihm, er erfüllt ſein Werk. Die Erde iſt ja viel mehr als meine Werke ... viel mehr ... und du biſt ein Stück Erde... Ich wollte Gott und der Erde dienen, ſie wollten mich zwingen, anders zu gehen ... bin aber treu geblieben. Licht, viel Licht braucht das Land. Einmal kommt der Morgen, der große, helle Morgen ... über dieſes ſchöne Land. Tief in dir wartet er ſchon ... Frau ... Der neue Morgen, er wird das Licht weiter tragen, das bald verlöſcht, er wird hell machen helfen, was uns nicht gelang...“

Die Frau ſpürte das behutſam pochende Leben in ſich, und ihr wurde bewußt, wie unfaßbar groß und einfach alles Leben iſt, weil jede Nacht vom Morgen beſiegt wird.

* *
*

Eine Julinacht ſtand vor dem offenen Fenſter. Draußen wehte es vorſommerlich warm vom feuchten erſten Heu. Irgendwo fiel eine verſchlafene Vogelſtimme in den Wind. Der Holunder duftete betörend ſüß.

Da war der ſtumme, vertraute Gaſt wieder bei Riemenſchneider. Durch das Schweigen wuchſen ſie einander zu. Riemenſchneider grüßte leiſe den Vertrauten:

„Warum kommſt du ſo ſpät? Warum läßt du mich ſo lange warten ... Tod? Ich habe dich oft gerufen!"

„Bin müde geworden von der roten Ernte ... Riemenſchneider ... komme erſt jetzt zu dir ... haſt du nun erfüllt?"

Ruhig, gewißlich, froh:

„Ja!"

Da aber kam eine unerbittliche Antwort: „Viel Blut, viele Tränen, unendliches Leid, und ihr habt nichts geändert ... ſchlimmer geworden ... und du haſt mitgemacht. Schuld! Schuld!"

Aus der Tiefe noch einmal wachſend die Flamme:

„Nein, nein! Keine Schuld! ... Müde ... alt, zerſchlagen, leere Welt, Knechtſchaft noch größer ... haſt recht ... Bruder Tod! Aber gezeigt wie man anfängt, gezeigt wie man glaubt ... nun müſſen die Lebenden für die Toten weiterglauben!"

Die Stimme des Todes, wie Eis, hart und kalt:

„An wen glauben ...?"

Ausbrechend, in gewaltiger Gewißheit:

„An das Reich, das auf dieſe Erde kommt, das tauſendjährige deutſche Reich ... an den Morgen, an das Leben ... und ... Bruder ... an dich!"

Riemenſchneiders Stimme wurde wächſern. Bleiern

ſchlich die Nacht durch den Raum. Leiſe waren des Meiſters Worte, mühſam, aber ungeheuer und mächtig:

„Wir waren die Erſten! Alle Erſchlagenen werden an den Wegen ſtehn und ſtumm fragen. Das wird Einer ſehn und am Weg ſtehn bleiben, und ein Zweiter und immer mehr werden ſtill werden und umkehren, und ein neuer Haufen wird wachſen ... und eine neue Fahne wehen ... und ein neues Singen wird anheben ... und Feuer wird regnen vom Himmel ... und dann iſt die Zeit da! ... die Zeit, die wir wollten!“

Und erbarmungslos die Stimme des Gaſtes:

„Biſt du bereit?“

Da zuckte es auf:

„Ja ... ja!“

Und mit letzter Kraft faßte der Meiſter Frau Eliſas Schulter, die an ſeinem Lager wortlos die letzte Wache hielt, zwang ihre Augen nah vor die ſeinen, ſtöhnte tief, mit der letzten Kraft des Wortes:

„Sag ... dem Neuen ... nicht überwunden, nicht überwinden laſſen ... weiterglauben! Freiheit iſt mehr ... als Ruhe ... ſag es dem neuen ... Morgen ... du!“

Der Gaſt:

„Komm.“

Da reichte Riemenſchneider ihm die gebrochenen Hände. Sein Geſicht wurde ſteinern, leuchtend, erfüllt. Die Frau wollte aufſchreien vor Weh, hörte noch das letzte Wort, ſah in ſein letztes Geſicht, in dem Erfüllung und Verheißung geſchrieben ſtanden und fühlte tief in ſich wachſend die Offenbarung, das Vermächtnis, die Berufung. Sie mußte leben, weitertragen und vollenden.

Da ſchloß ſie mit ihren kühlen, lebenden Händen ſeine

Augen und ihr war, als ſchließe ſie die Brunnen des Lebens, um ſie in ſich weiterſtrömen zu laſſen.

Als der junge Tag ſein leuchtendes Geſicht über den Rand der Erde hob, wußten die Menſchen des Frankenlandes und weit darüber hinaus, daß Tilman Riemenſchneider, der Meiſter, tot war.

Das Ende

dieſes Schickſals erfüllte ſeinen Sinn nur, weil es im Schoße des Volkes mündete, aus dem alles Leben ſeinen Anfang nahm.

Was vermögen die Jahrzehnte voll Kampf und Menſchenmühſal dem harten Lebensweg einer Nation anzuhaben?

Das Ziel wird erreicht!

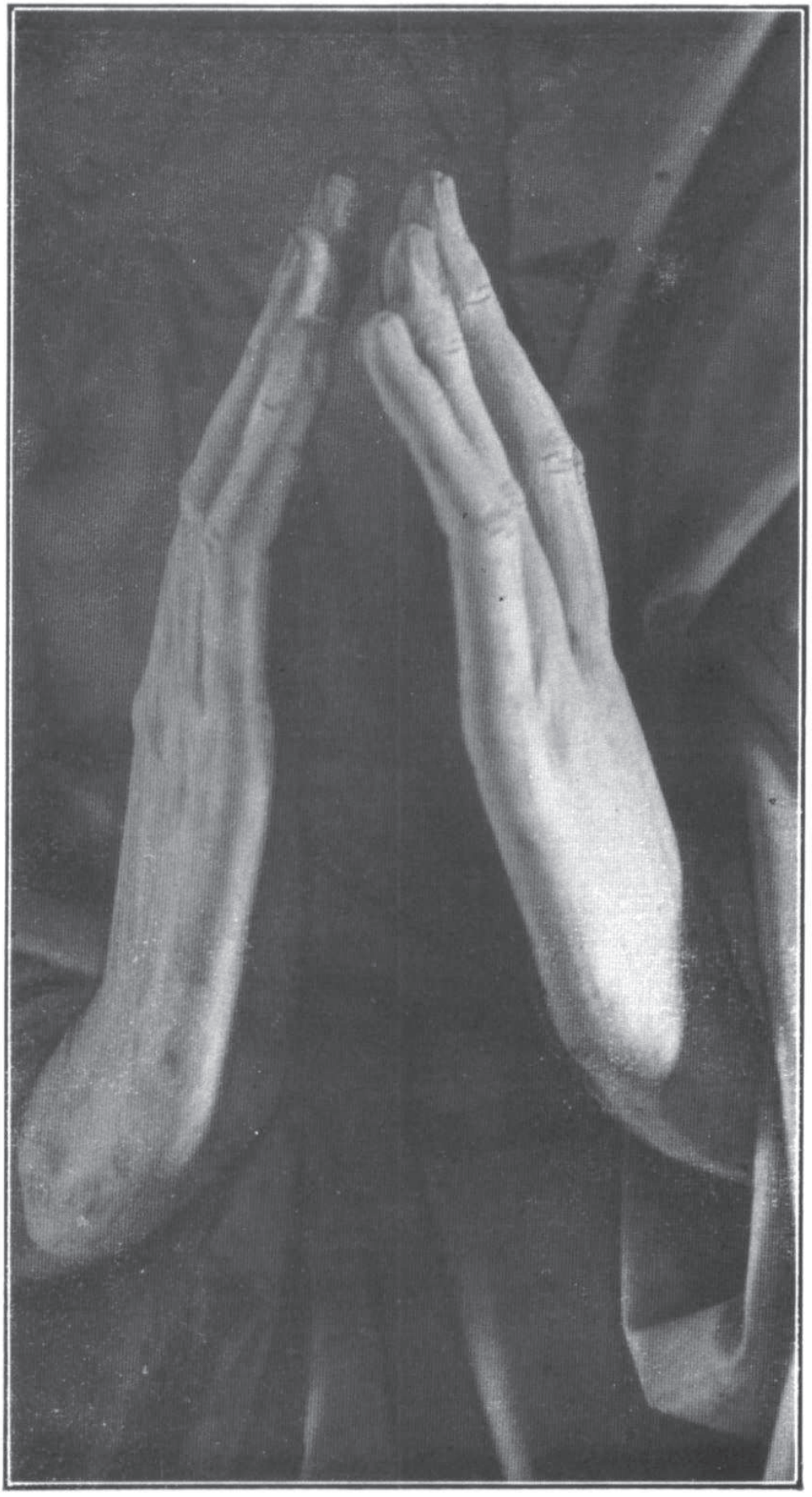
Wer vermaßt zu ſagen, die Toten von Anno 1525 wären verweſt und erloſchen?

Es tragen tauſend im Land ihr Geſicht!

Wer ſagt, ſie wären Ungläubige?

Es tragen tauſend Fäuſte glühende Fahnen wie einſt, Fahnen des großen Morgens,

Fahnen der deutſchen Unſterblichkeit!



Die vorliegende Erzählung ist auch enthalten in

Max Wegner

Die Frucht wächst im Gewitter

Mathias Grünewald. Tilman Riemenschneider. Jörg Ratgeb.

Drei Erzählungen

In Leinen RM. 4.20

Aus dem mächtigen Strom der Zeitenwende um 1500 schufen die drei großen Deutschen Grünewald, Riemenschneider und Ratgeb ihre unvergänglichen Meisterwerke. Das Leben und Wirken der drei genialen Meister hat viel Gemeinsames. Sie wurden mit ihrem ganzen Schaffen und Dasein in die Tragik ihres Volkes und ihrer Zeit gerissen. Wir öffnen heute den Blick wieder für die unvergänglichen Werte der deutschen Vergangenheit, die zeitlose Gültigkeit behielten. Dieser Forderung entsprechen die drei meisterhaften Erzählungen des Dichters Max Wegner. Dramatisch stark in der Handlung, straff und herb in der Wucht der Darstellung, nachfühlend in Form und Farbe der Sprache sind diese Erzählungen, die sich dem Leser in schöner Ausstattung darbieten.

Eine willkommene Ergänzung gibt der gleiche Verfasser mit seinem Buche

Tilman Riemenschneider

Der Deutsche, Künstler und Rebell

Mit 32 Abbildungen, gebunden RM. 2.85

„Unendlich weit entfernt von einer blassen, nur ästhetischen Kunstgeschichte wird hier ein politischer Künstler gezeigt, ein Mann, der ‚sich in heroischem Ringen mit einer wesensfremden Weltanschauung auseinanderzusetzen hatte und an ihr zerbrach'. In dichterischer Sprache erfreut das mit guten Bildern versehene Buch den Leser, weil es ihm ein Stück Deutschland befreit. Wir halten es für unsere Pflicht, für dieses Buch einzutreten, und wünschen ihm weite Verbreitung."

Prof. Kummer in „Nordische Stimmen"

Georg Truckenmüller Verlag Stuttgart-Berlin

Max Wegner

Borius Wichart

Roman aus der Gegenreformation

2. Auflage. 270 Seiten. In Leinen RM. 4.80

„Jetzt führt uns Max Wegner in einem meisterhaft geschriebenen Roman den Schicksalskampf des protestantischen Paderborn und seines löwenmutigen Bürgermeisters aufs neue vor Augen und entreißt damit eine geschichtliche Gestalt der Vergessenheit, die es verdient, als leuchtendes Vorbild in der Reihe der deutschen Volkshelden weiterzuleben. Wegner hat mit seinem Roman ein hervorragendes Beispiel einer deutschen sinnvollen und wertbeständigen Dichtung gegeben. Hier haben wir den historischen Roman, den wir aus unserer Weltanschauung heraus wünschen und fordern." NS-Monatshefte

Der Dichter Max Wegner gab folgende Bücher heraus:

Wir glauben!

Junge Dichtung der Gegenwart

128 Seiten. Gebunden RM. 2.—

„Diese Gedichtsammlung ist gut ausgewählt, mit überzeugender Folgerichtigkeit zusammengestellt und offenbart eine nahezu verblüffende Geschlossenheit in Geist, Sprache und Haltung der jungen Dichter. — In diesem Buch ist Härte, Entschiedenheit, Kraft, Glaube, Ordnung, geschlossene Form."

WLZ. Rote Erde, Dortmund

Pflicht

Ein Ring Erzählungen

100 Seiten. Gebunden RM. 2.—

Der Band enthält Beiträge von K. H. Eckert, Th. W. Elberthagen, F. Helke, M. Jungnickel, F. Oppenberg, G. Rothacker, W. Schäfer, W. Schloz, W. Vollmer, M. Wegner, E. Witteck.

„Wenn wir sagen, daß alle Geschichten ausgezeichnet sind, so ist damit nicht zuviel behauptet. Gerade in unserer Zeit ist dieses Buch notwendig. Alle Menschen dieser Erzählungen handeln nach dem Gesetz der Ehre und stehen zugleich im Dienst der Pflicht, die ihnen von innen heraus vorgeschrieben wird." Nordland

---

Georg Truckenmüller Verlag Stuttgart-Berlin